

Hilmar Klute

War einmal ein Bumerang

Das Leben des
Joachim Ringelnatz

Galiani Berlin



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

Verlag Galiani Berlin

© 2015 Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Joana

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-109-6

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Wenn ich einen Anfang wüsste, säng ich ein Lied aus Inmirland.

Er steht im Berliner Telefonbuch: Ringelnatz. Und bevor einige ungläubig die Köpfe schütteln, sollten sie doch froh sein, dass der fabelhafte Mann heute noch zu erreichen ist; dass dieser sich fröhlich-geheimnisvoll schlängelnde Name eine Adresse hat, eine Telefonnummer. Aber dann möchte man sich selbst zur Ordnung rufen und sagen: Wozu braucht Joachim Ringelnatz eine Adresse? Er ist ja längst im lyrischen Gedächtnis zumindest der deutschkundigen Menschheit zu Hause. Kaum jemand, der nicht einen Ringelnatz-Vers wüsste, und sei es nur »Warte nur balde/kängurst auch du«. Sobald es etwas zu sagen gibt, das man selbst nicht so schön und so leicht und so heiter ausdrücken kann wie man möchte, bittet man um einen Satz vom Ringelnatz. Selbst der Tod wird ein bisschen handzahn gemacht, wenn statt der Eichendorff-Seele, die ihre Flügel ausbreitet, über der schwarzgeränderten Anzeige steht: »Meine Liebe wird mich überdauern und in fremden Kleidern dir begegnen.« Vergessen ist dieser Mann gewiss nicht, ganz im Gegenteil ist, wie Ringelnatz' Meisterschüler Peter Rühmkorf schreibt, »sein luftiger Mythos einfach nicht aus der Welt zu kriegen«, auch wenn die Welt es in einer ihrer finstesten Phasen durchaus versucht hat.

Mythos – das ist ein wuchtiges Wort und man möchte Ringelnatz diese Veredelung durchaus gönnen. Gibt es schließlich etwas Schöneres als einen Dichter mit einem Geheimnis, einer Legende, die er teilweise sogar selbst gestrickt hat? Einen Mythos mit einer Adresse, die irgendwo im westlichen Berlin liegt, nicht weit vom Tiergarten entfernt, wo Ringelnatz oft war und stundenlang vor dem Aquarium stand und das »seelenblinde Vorbei« der Fische bestaunte. Es öffnet aber nicht Ringelnatz, wenn man läutet. Es öffnet Norbert Gescher, der Schauspieler und Sohn von Muschelkalk, Ringelnatz' Frau. Norbert Gescher ist mit Ringelnatz aufge-

wachsen, obwohl er ihn nie kennengelernt hat. Seine Mutter hat ihm vom Leben ihres ersten Mannes erzählt, von seinen Lebenswürdigkeiten, seinen schwierigen Seiten, dem ständigen Unterwegssein. Und sie hat ihm all das hinterlassen, was Ringelnatz ihr bei seinem Tod hinterließ: die Briefe, die auf Rückseiten von Rechnungen notierten Gedichte, die Autogrammkarten für sein großes Publikum, das ihn verehrte, die Erstausgaben seiner Bücher. »Ich hatte zwei Väter: meinen leiblichen und Ringelnatz«, sagt Gescher, dessen leiblicher Vater der Arzt Julius Gescher war, selbst ein guter Freund von Ringelnatz. Als sein Vater starb, war Norbert Gescher sieben Jahre alt, als Ringelnatz starb, war er noch nicht geboren. Aber die Geschichte des Dichters Ringelnatz ist auch seine Lebensgeschichte geworden – ein bisschen jedenfalls. Er hat den Nachlass gepflegt, ihn für Wissenschaftler zugänglich gemacht und ist mit Lesungen aus den Briefen und Gedichten unterwegs gewesen. Vieles ist im Laufe der Jahrzehnte verloren gegangen, Manuskripte sind bei einem Fliegerangriff verbrannt und manche von Ringelnatz' Bildern im Dritten Reich vernichtet, andere von den Nazi-Kunsthändlern verschert worden.

In der kleinen Wohnung von Norbert Gescher hängen einige der Ölgemälde an der Wand. Karge Landschaftsbilder, zumeist ohne Menschen, manchmal ein Fesselballon, der stellvertretend für den Wunsch nach Ferne und Fremde am Horizont klebt. Hier in dieser Wohnung hat auch Muschelkalk bis kurz vor ihrem Tod 1977 gewohnt. Sie hat ein bisschen Hof gehalten, sie war so etwas wie eine Salondame ohne großen Pomp. Samuel Beckett kam zu ihr, mit Gottfried Benn war sie nach dem Krieg eng befreundet, und hin und wieder tauchten Frauen auf, deren Wege auch den von Ringelnatz gekreuzt haben. Es lebt heute niemand mehr, der Ringelnatz gekannt hat. Es gibt nur sein Werk, seine Briefe, und es gibt die Orte, an denen er lebte oder an die er reiste, weil dort Freunde auf ihn warteten, Frauen, Kinder, die ihn gern hatten und deshalb bei sich wohnen ließen. Ringelnatz hinterherzureisen heißt, seine Bücher zu lesen, in denen so viel vom Leben und Fühlen der Menschen in der ersten Hälfte des zwanzigsten

Jahrhunderts zu finden ist. Es heißt auch, in die Städte zu reisen, in denen er berühmt wurde. München sowieso, wo es den Simplicissimus heute noch als Studentenkneipe gibt. Hier ist aus dem sächsischen Matrosen Hans Bötticher der Kabarettist Joachim Ringelnatz geworden. In Berlin erinnert eine Gedenktafel am Sachsenplatz an sein berühmtes Gedicht von der Nachtigall. Und ganz in der Nähe, auf dem Friedhof an der Heerstraße, kann man auch sein Grab besuchen, mit der Grabplatte aus Muschelkalk, die Renée Sintenis für ihn gestaltet hat. Und es heißt, in die Archive zu gehen, wo seine Briefe in feines Pergamentpapier gewickelt liegen wie kleine Geschenke aus einer fernen, Ringelnatz würde vielleicht sagen: fremdfernen, Zeit.

Aber so fremd und fern kann eine Zeit, aus der ein Künstler wie Joachim Ringelnatz erzählt, gar nicht sein. Die wenigen Jahre, in denen er lebte, schrieb und sein Publikum begeisterte, sind für uns bis heute wichtige Jahre. Weil in ihnen das Projekt der literarischen, künstlerischen Moderne entstand. Die Welt des Kinos, wie wir es heute kennen; die Bedeutung des Theaters als eine Form der Lebenswirklichkeit und die Politik als unsicherste und gefährlichste, weil in ihren guten Seiten gefährdete Größe. Joachim Ringelnatz, der so sonderbar erscheinende, das Besondere, das Abseitige verkörpernde Artist – er war auch ein Kind dieser Zeit, die für ihn lange Glanz und Ruhm bedeutete und am Ende keinen Platz mehr für ihn und so viele andere hatte. Man kann Ringelnatz lesen, ohne etwas von seinem außergewöhnlichen Leben zu wissen. Aber man kann auch versuchen, diesem großen kleinen Mann mit der gewaltigen Nase und dem untrüglichen Gespür für falsche Töne und echte Kunst nachzureisen. Um dann am Ende ein bisschen mehr zu verstehen von unserem Land, unserer seltsamen Geschichte und von diesem fabelhaften Schriftsteller, dem sarkastischen, ernsten und weltklugen Kindskopf, der seine feste Adresse in unserem Gedächtnis hat.

Unsereiner wird immer kleiner

Was für ein Sommer! An den Sonntagen verlassen die Berliner ihre heiße Stadt und fahren mit den Vorortbahnen an die Seen, der Himmel trägt Kandinsky-Blau und in den Biergärten sitzen die Großstadtmenschen; die jungen Leute liegen an den Badestränden, die Cafés, Theater und Kinos sind voll, und der Mädchenschwarm Harry Piel dreht in der Reichshauptstadt seine Science-Fiction-Komödie *Ein Unsichtbarer geht durch die Stadt*. An seiner Seite die schöne Schauspielerin Annemarie Sörensen, die bereits im Herbst Post von der Reichskulturkammer bekommen wird, weil es Hinweise auf ihre »rassenfremde« Abstammung gibt. Schon im folgenden Jahr wird sie Deutschland verlassen. »Die Sonne war unermüdlich«, schreibt Sebastian Haffner in seiner *Geschichte eines Deutschen*, »und ein spöttischer Gott ließ gerade 1933 in Deutschland einen Weinjahrgang reifen, von dem die Kenner noch lange singen und sagen werden.«

Aber wer darf was singen, wer darf was sagen? Am 7. August fasst die Kreisleitung der NSDAP in Breslau den Beschluss, geschminkten Frauen den Zutritt zu ihren Parteiveranstaltungen zu verbieten. Sie macht damit, so steht es zwei Tage später stramm im *Völkischen Beobachter*, »Front gegen die ebenso undeutsche wie hässliche und jeden Menschen mit gesundem Gefühl abstoßende Unsitte«.

An diesem Tag, einem sommerheißen Montag, treiben vier SA-Schläger den Journalisten Felix Fechenbach durch den Kleinenberger Wald nahe der westfälischen Stadt Warburg. Fechenbach, der zum Ende der Münchner Räterepublik der Sekretär des Ministerpräsidenten Kurt Eisner war, hatte in Detmold die sozialdemokratische Zeitung *Volksblatt* redigiert. Der SS-Standartenführer Reinhard Heydrich hatte persönlich den Befehl erteilt, Fechenbach auf seiner Verschleppung ins Konzentrationslager Dachau bestialisch zu ermorden.

Die *New York Times* veröffentlicht an diesem 7. August einen flammenden Appell an alle Demokraten, in den Heiligen Krieg gegen Hitler-Deutschland zu treten: »Es handelt sich um einen Krieg, der bedingungslos geführt werden muss, so lange, bis die schwarzen Wolken der Bigotterie, des Rassenhasses und des Fanatismus, die auf das niederkam, was früher einmal Deutschland hieß und heute das mittelalterliche Hitlerdeutschland genannt werden muss, aufgelöst sind. Wenn wir wie ein Mann dagegen stehen und auf unserem Zweck beharren, dann wird die helle Sonne der Zivilisation wieder über Deutschland leuchten und die Welt wird ein sichererer Ort zum Leben sein.«

Der Mann, der diese Sätze schrieb, die klaren Worte einer Rede, die er wenige Tage zuvor auf dem Jüdischen Weltkongress in Amsterdam gehalten hatte, war der amerikanische Millionär und Anwalt Samuel Untermyer. Er, ein Mann der Wirtschaft und des Handels, ein Selfmademan, wie ihn nur das Amerika des frühen zwanzigsten Jahrhundert hervorbringen konnte, verlangt von den Ländern der westlichen Welt, das Deutsche Reich radikal zu boykottieren.

Thomas Mann, seit seinem Münchner Vortrag über Richard Wagner auf der Flucht vor den Nazis, notiert an diesem 7. August in sein Tagebuch: »Das Maß, in dem von der Macht eines großen Landes wie Deutschland die Wahrheit unterdrückt oder doch zu ohnmächtigem Schweigen gebracht werden kann, unheimlich und bedrückend.«

Am Abend dieses heißen Tages kommen im Berliner Hotel Kaiserhof, das direkt gegenüber der Reichskanzlei liegt, wo seit sechs Monaten Adolf Hitler seine Arbeit am deutschen Volk verrichtet, an die 130 Schauspieler und Künstler zusammen, um den 50. Geburtstag des Schriftstellers, Malers und Kabarettisten Joachim Ringelnatz zu feiern: Die Schauspieler Asta Nielsen, Paul Wegener und Wolf von Kalckreuth, dazu Journalisten der großen Berliner Blätter, die danach noch in ihre Redaktionen laufen und von der »hübschen und herzlichen Feierstunde« berichten. Gedeckt wird im gelben Saal, und im Vorraum, dem Vestibül, hatten

Freunde bereits am Tag davor die Ölgemälde des Künstlers aufgehängt. Jene oft so düsteren Panoramen menschlicher Einsamkeit, auf denen ein großer trüber Himmel über einer öden Landschaft liegt; manchmal schwebt weit hinten ein Luftballon in eine hoffentlich bessere fremde Gegend, die aber sehr weit entfernt liegen muss – »fremdfern« lautet eines der großen Sehnsuchtswörter des Joachim Ringelnatz. Fern hat Ringelnatz immer sein wollen in seinem Leben, deshalb fuhr er zur See, deshalb wechselte er die Orte und die Berufe, deshalb legte er seine Identitäten ab wie die Schlange ihre alten Häute. Und jeder, der in sein Leben trat, wurde von ihm mit einer neuen, feineren, also ringelnatzischen Identität versehen. Keiner, den Ringelnatz seinen Freund nannte, konnte vor ihm mit seinem bürgerlichen Namen bestehen. Paul Wegener war der »Roland aus Stein«, Asta Nielsen nannte er »eine große Barfußmädchenseele«, seine Jugendfreundinnen hießen »Eichhörnchen« und »Maulwurf«, die Puppenspielerin Claire Popp war »Prinz Muj alias Sinse« und seine Frau Leonharda Pieper bekam den Namen »Muschelkalk«, mit dem sie bis zu ihrem Tod ihre – sehr zahlreichen – Briefe zeichnete. An Muschelkalk, die an diesem August-Abend im Kaiserhof neben Asta Niensens Tochter Jesta sitzt, schrieb Ringelnatz vierzehn Jahre zuvor einen Brief, in welchem er sich an ein »liebes Mädel« aus der Jugendzeit erinnerte, das neben ihrem Liebreiz einen entscheidenden Makel gehabt habe, »weil sie ... nie mir den Beweis für die Fähigkeit gab, sich in mein fernes Dasein hineinzuendenken«.

Dieses ferne Dasein, das war für Ringelnatz ein Aufenthaltsort außerhalb der bestimmbaren biographischen Koordinaten. In diesem fernen Dasein richtet er sich ein poetisches Betriebssystem ein, mit dem er die gesellschaftlich institutionalisierten Werte umprogrammiert. Ringelnatz hat in seinem Leben Erfahrungen gemacht, die weit über den Erlebnishorizont eines Menschen seiner Zeit hinausgingen. Er kannte die Länder der Welt, er erfuhr das Schleudertrauma des Krieges, die Spielarten der Sexualität jenseits der gesellschaftlich akzeptierten Normen; er erlebte den

Ruhm und misstraute denen, die ihn wegen seines Ruhms an sich binden wollten. Ringelnatz war »der Andere«, der auch die anderen anders machen konnte, indem er sie poetisch neu einkleidete. In der Welt des Joachim Ringelnatz gab es alles, was in der realen Welt auch seinen Platz hat: Religion, Ehe, Bürokratie, Gewalt, Freundschaft, Liebe. Aber die Religion des Joachim Ringelnatz war eine viel radikalere als die der Kirchen. Sie wird von Ringelnatz, dem Schöpfer, ausgegeben. Und sie gestattet ihm, »eine Biene oder ein Kind so zu lieben wie eine Bohrmaschine oder wie Blumen im Wind«. Er muss keinen Unterschied machen, wer die Liebe wert ist, Freund, Feind, Pflanze Tier, Gegenstand. Und er entscheidet, was Poesie ist und was nicht: »Wer mich nicht lesen will, der lass es bleiben./ Ich darf den Sau, das Klops, das Krokodil/ Und jeden andern Gegenstand bedichten.«

Ringelnatz ist ein radikaler Künstler, der zu seinem Werk auch eine Kunstfigur erfunden hat: Joachim Ringelnatz, den Seemann und Dichter – das Projekt Ringelnatz ist nicht übertragbar, es sucht keinen Konsens und keine Teilhabe. Es will bewundert und geliebt werden, aber man darf es nicht anfassen. Das ist die große Freiheit dieses Künstlers und gleichzeitig seine große Einsamkeit.

Dass der sogenannte neue Geist, der im August 1933 sein erbarmungsloses Kulturvernichtungsprogramm mit der infernalischen Bücherverbrennung brutal vorgeführt hat, diesen Joachim Ringelnatz nicht auf der Bühne und seine Bücher nicht mehr in den Bibliotheken und Buchläden sehen möchte, versteht sich beinahe von selbst. Am 28. Februar 1933, also noch vor der Wahl zum Reichstag am 23. März, einer parlamentarischen Farce, da Hitler das Parlament mit der Reichstagsbrandverordnung bereits am 8. März kassiert hatte, erließ Reichspräsident Paul von Hindenburg die »Verordnung zum Schutz von Volk und Staat«. Paragraph 1 dieser Gesetz gewordenen Menschenrechtsverletzung setzt das Recht auf Vereins- und Versammlungsfreiheit außer Kraft. Als Ringelnatz in Dresden aus seinen Gedichten vortragen will, untersagen ihm die dortigen Behörden den Auftritt. Es beginnt finster zu werden um den Mann, dessen Stern in der

Weimarer Republik so hell leuchtete und der an Popularität den Comedian Harmonists in nichts nachstand.

Die Freunde, die am 7. August im Hotel Kaiserhof den nur 1,60 Meter großen Mann feierten, sind zumindest von der inneren Haltung her Gegner des Nationalsozialismus. Wenngleich ein Star wie Paul Wegener auch in den kommenden Jahren große Film- und Theaterrollen angeboten bekommt und seine Karriere nicht abbricht. Der Abend beginnt mit einer Performance, ein Blitz kündigt den Kometen an. »Der Blitz hat mich getroffen«, beginnt ein Gedicht von ihm. Im Jahr 1933 erfährt die Zeile eine bittere Entsprechung in der politischen Realität. Paul Wegener hält eine Rede auf Ringelnatz. Der Schauspieler wählt einen betont unpathetischen Tonfall, Pathos gibt es in dieser Zeit schon genug. Wegener ist mutig und raffiniert genug, »Ringelnatzens ringende deutsche Seele« zu preisen, seine franziskanische Ehrfurcht vor den Dingen des Alltags. Wegener sagt: »Wie der heilige Antonius könntest Du den Fischen predigen.« Dann überreicht er dem an diesem Abend sehr schüchtern wirkenden Ringelnatz die Statue einer tibetanischen Gottheit.

Joachim Ringelnatz trägt an seinem Geburtstagsabend, den der Rowohlt Verlag ihm ausrichtet, wohl zum letzten Mal in Deutschland seine Gedichte vor. Ringelnatz hatte von vornherein keine Kompromisse gemacht in seiner Haltung zum Nationalsozialismus. Schon seit den späten zwanziger Jahren, als die sogenannte Bewegung in München erstarkte, hat er seine Witze über die braunen Horden gerissen. Für eine Rundfunkaufnahme improvisierte er seine Ballade *Kuttel Daddeldu und seine Kinder* auf raffiniert elegante, gleichwohl brandgefährliche Weise. Als er an die Stelle kam, wo Daddeldu seinen Kindern Anker und Kreuze auf Ärmchen und Beinchen tätowiert, lässt der Rundfunk-Rezitator Ringelnatz seinen Seemann »Hakenkreuze auf Ärmchen und Beinchen« malen. Derlei Späße sind den Nationalsozialisten natürlich nicht verborgen geblieben. Und sie haben auch nicht übersehen, dass Ringelnatz den neuen Mächtigen mit entschiedener Abwehr, ja mit Hass begegnet.

Ihre neue, durch die Machtergreifung Hitlers nun institutionalisierte Stärke bekommt Ringelnatz bereits im ersten Jahr des Dritten Reiches zu spüren. Seine Werke werden verboten, er darf in Deutschland nicht mehr auftreten und es ist wohl nur dem Geschick und der Durchtriebenheit seines Verlegers Ernst Rowohlt zu verdanken, dass Ringelnatz' Gedichtbände noch bis Mitte der dreißiger Jahre erscheinen können. Die Karriere dieses beim Publikum nach wie vor äußerst beliebten Künstlers ist mit dem 30. Januar 1933 beendet.

Joachim Ringelnatz ist in der Weimarer Republik zum Star geworden. In seinen Gedichten und Auftritten spiegelt sich der lässige Zeitgeist dieser Epoche. Es sind die Jahre, in denen die deutsche Literatur ihre bedeutendsten Werke hervorbringt; eine Zeit, in welcher die Strömungen der Kunst seit Ende des Ersten Weltkriegs zu einer lebendigen, populären Gesamtkultur verschmelzen. Dichtung und Kabarett, Varieté und Vernissagen – alles rangierte gleichwertig im kulturellen Verständnis dieser Epoche. »Berlin hatte von Paris den Ruf einer Weltmetropole der Laszivität und Obszönität übernommen. Illustrierte und Magazine zeigten nackte Tänzerinnen und internationale Gangster, häufig beide auf einem Bild; das Kino verdarb die junge Generation mit der Verherrlichung von Sadismus und Vergewaltigung der Prostituierten und deren Zuhältern als Haupthelden.« So beschreibt es der Historiker Hermann Glaser. Und so sahen es die Nationalsozialisten, die an die Stelle der verfemten Künstler und Literaten ihre eigenen Volkspoeten setzen wollten, ihre neoklassizistischen Bildhauer, ihre den völkischen Bauernmythos besingenden Schriftsteller – Namen wie Hanns Johst, Erwin Guido Kolbenheyer und Will Vesper, der wohl militanteste Diffamierer der Entarteten – waren hoch im Kurs. Diese Männer rückten in den Verbänden und Künstlergremien an die vorderen Stellen und drängten alles bei Seite, was dem neuen Geist zuwiderstand.

Interessanterweise hatte Joachim Ringelnatz mit einigen dieser im Dritten Reich so furchtbaren Autoren zuvor gute Bekanntschaften und Freundschaften gepflegt. Mit Vesper stand er im Briefver-

kehr, im Schloss Windischleuba des Balladendichters und Antisemiten Börries von Münchhausen diente er in jungen Jahren als Bibliothekar, allerdings bei dessen Vater. Münchhausen und der Herrenreiter-Romancier Rudolf Georg Binding gehörten sogar zu jenen Autoren, die für das im Jahr 1935 von Muschelkalk herausgegebene Buch *In memoriam Joachim Ringelnatz* den Dichter rühmende Beiträge lieferten. Es gab auch wohlmeinende wie einflussreiche Freunde, die sich für den verbotenen Künstler an höherer Stelle einsetzten. Aber Ringelnatz war zu Kompromissen um keinen Preis bereit. Zu diesen Freunden gehörte der Gastronom Albert Peltzer, der an der Kleinen Wilhelmstraße am Pariser Platz in Berlin Anfang der dreißiger Jahre eine mondäne und bei Politikern und Kulturmenschen sehr beliebte Bar unterhielt, wie der große Kunsthistoriker und Impresario Harry Graf Kessler in sein Tagebuch schrieb, ein »kleines, sehr elegantes Lokal ... Jeunesse Dorée mit Damen an allen Tischen«. In der *Bar Peltzer* endete übrigens auch die Feier zu Ringelnatz' 50. Geburtstag. Walther Kiaulehn schildert in seiner Biographie Ernst Rowohlt, wie Albert Peltzer Ringelnatz zu einem Gespräch mit dem NS-Ideologen Alfred Rosenberg überredete. Rosenberg hatte die nationalsozialistische Kulturpolitik in seinem berühmten Essay *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* profiliert. Nach seinen Maßgaben zählte das Werk Ringelnatz' zur jüdisch versippten Bordellliteratur, an deren Stelle Rosenberg die »nordisch-reine« Kunst sehen wollte. Er gehörte zu den ersten nationalsozialistischen Kulturpolitikern, die bereits 1933 die Ermordung entarteter Künstler forderten. Dieser Alfred Rosenberg erwartete Joachim Ringelnatz in einem Hinterzimmer der *Bar Peltzer*. Ringelnatz hatte sich von Peltzer breitschlagen lassen, Rosenberg aufzusuchen. Doch als Ringelnatz den Raum betrat, in welchem sich Rosenberg gerade von seinem Stuhl erhob, blieb der Dichter auf der Mitte seines Weges stehen, sah Rosenberg an, sagte »Nein!« und drehte sich um. Damit war die letzte Chance, der wirtschaftlichen Vernichtung zu entgehen, vertan. »Hitler ist natürlich ein Unstern für uns«, schrieb Ringelnatz im Februar 1933 aus Frankfurt seiner Frau, »aber wir wollen nicht die Hoffnung verlieren.«

Wer war dieser in seiner Kunst und Haltung so radikale, des groben Witzes und der feinen lyrischen Empfindung gleichermaßen fähige Joachim Ringelnatz, der in nur vierzehn Jahren ein Werk geschaffen hat, das heute zu den wichtigsten und beliebtesten der deutschen Literatur zählt? Was war an diesem kleinen, spinnendünnen und zarten Mann, der das Publikum seiner Zeit in einer Weise verzauberte, dass diejenigen, die ihn sahen, die Nachgeborenen bemitleideten, weil ihnen das Ereignis Ringelnatz nicht vergönnt sein würde? Wie sie gespannt vor dem geschlossenen Vorhang warten, wie sie auf das Tischchen starren, auf dem immer ein Glas Weißwein stand, und wie sie ihn mit wildem Klatschen begrüßten, wenn er den Vogelkopf durch den Vorhang steckte, wie verlegen auf die Bühne trat und langsam anfang, im sächsischen Singsang seine Verse aufzusagen. Später wird er sich die Haare raufen, sich in die langen Ärmel des Matrosenkleids greifen; er wird so tun, als schnappe er sich die Bilder und Texte aus der Luft, als fielen sie ihm gerade in diesem Augenblick erst ein. Er kann die Wirklichkeit zärtlich berühren mit seiner Stimme und seiner verhaltenen Gestik. Und er kann die Wirklichkeit zerschlagen mit seinen Händen; er kann komplett durchdrehen, einmal zertrümmert er eine Glasplatte und holt sich dabei blutige Finger, ein anderes Mal demoliert er einen Stuhl, dann wieder schlägt er sich mit der Hand auf den Mund, wenn ein Satz zu laut oder zu zotig klingt. Und wenn ihn jemand stört, weil ihm diese große Poesie zu unzüchtig erscheint, geht Ringelnatz von der Bühne, schnappt sich ihn und zerrt ihn zum Ausgang. Und einem Publikum, das ihm Gedichttitel entgegen brüllt, entgegnet er formell und sehr humorlos: »Das Programm gestalte ich.« Joachim Ringelnatz führt sein Ein-Mann-Welttheater auf wie ein Shakespeare, der die Nase voll hat von der Schauspieltruppe und lieber alles selber macht. »Es muss Wein getrunken werden. Es muss Radau und Jahrmarkt um ihn sein«, schrieb der Kritiker Bernhard Diebold, der Ringelnatz oft gesehen und seine Darbietungen geschildert hat, auch die Exzesse, die zerstörerischen Überschreitungen: »Wäre Ringelnatz nur in einem

Zipfelchen seines Menschentums noch offiziell und würdevoll – dann wäre sein Spiel, sein Dichten und Sagen ohne Recht und Billigkeit«, schreibt er.

War Joachim Ringelnatz der immer betrunkene Matrose, der mit dem Weinglas in der Hand das Kabarettpublikum seiner Zeit in Staunen versetzte und eine gigantische Schar von Verehrern, echten wie falschen, um sich sammelte? War er ein Lyriker von Rang, der mit seinen Gedichten neben denen Gottfried Benns, Rainer Maria Rilkes und Erich Kästners bestehen kann? War er ein wacher, das politische und gesellschaftliche Treiben seiner Zeit filternder Zeitgenosse, dessen Texte deshalb Gültigkeit behalten, weil sie aus dem Alltäglichen eine allgemeine, für alle Generationen teilbare Erfahrung schöpften?

Aber bitte: nur vierzehn Jahre? Diese Zeitspanne mögen Leser, die auf das Werkverzeichnis blicken, für zu knapp bemessen halten. Schließlich hat der Dichter Ringelnatz bereits 1910 begonnen zu veröffentlichen. Seine ersten Bücher publizierte der Dichter noch unter seinem bürgerlichen Namen Hans Böttcher. Es waren humoristische Arbeiten, aus denen sicher ein großes Talent abzulesen ist; originelle Miniaturen und Versspiele, deren Schnurrigkeit man mit einem Lächeln goutieren kann und deren zwinrende und gut gemachte Pointen sich zum Auswendiglernen eignen. Und doch bleiben sie zu einem großen Teil nicht viel mehr als Stilübungen. Auch Ringelnatz selbst kommt in der Rückschau zu einem ähnlichen Ergebnis, was seine erste Sammlung Gedichte im Münchner Hans-Sachs-Verlag betrifft: »Ein dünner Band lyrischer Gedichte. Gedichte, wie sie von Tausenden junger Schwärmer gedichtet werden, aber in ehrlichen Stimmungen mit unbeschreiblicher Leidenschaft geschrieben.« Erst nach dem Ersten Weltkrieg, den Hans Böttcher als Unteroffizier bei der Marine miterlebte und mitkämpfte, fand er seinen eigenen Ton und die dazu passende Kunstfigur, mit der er binnen Kurzem komplett verschmolz. Joachim Ringelnatz hat aber nicht nur Gedichte geschrieben. Aus seiner Feder besitzen wir ein autobiographisches Werk, das wie kaum ein zweites die Wirrungen der ersten zwan-

zig Jahre des vergangenen Jahrhunderts speichert. Seine beiden Erinnerungsbände *Mein Leben bis zum Kriege* und *Als Mariner im Krieg* sind die Zeugnisse eines großen Erfahrungshungers. Sie schildern die erst hoffnungsreiche, dann zunehmend von Enttäuschungen, Demütigungen und Entbehrungen bestimmte Lebenssuche eines jungen unbedarften Menschen, der für sein Leben eine andre Farbe, eine ihm eigene Temperatur sucht. Die Seefahrt sollte ihm diese neue Klangfarbe geben. Der Bürgersohn Hans Böttcher, der in den ihm angebotenen Bildungsdisziplinen scheitert, möchte an die Stelle des vermittelten Wissens die Erfahrung setzen. Dieser Wunsch, der trotz unsagbarer Quälereien und kaum überwindbarer Hindernisse immer stark bleibt, wird sein ganzes kurzes Leben bestimmen.

Immer wieder wird er ausbrechen aus den Existenzen, die ihm der Zufall, aber auch das begierige Lernen und Abschauen beschert. Er wird in über dreißig Berufen arbeiten, teils aus unmittelbarer Not, aber auch aus dem Wunsch heraus, etwas vorweisen zu können, das auch außerhalb der Kunst Bestand hat. Noch als berühmter Mann wird Joachim Ringelnatz auf der Vorläufigkeit seines Daseins bestehen. Er wird ein Fremder bleiben, sich selbst und anderen. Und exakt so wird Ringelnatz von seinen Freunden und Zeitgenossen gesehen. Sie schildern ihn als einen stillen, in sich gekehrten Mann, der wenige Menschen in seiner Nähe duldet, ja schroff zurückweisend sein kann, wenn jemand ihm auf den Pelz rückt. In seinen Korrespondenzen mit Zeitungen, Theatern und Verlagen kann Ringelnatz von unerbittlicher Härte sein, wenn ihm etwas nicht schnell geht oder er sich in seiner Bedeutung nicht angemessen gespiegelt sieht. Sein literarisches Urteil war direkt und selten revidierbar. Als man ihm das poetische Werk eines Zeitgenossen zur Beurteilung sendet, schreibt er schroff zurück: »Aber ich kann mich für den Autor doch nicht in dem Maße erwärmen, wie Sie das tun, weil ich in seinen Dichtungen eines völlig vermisste: Frömmigkeit.« Das mag für unsere Ohren seltsam abseitig klingen, zumal Frömmigkeit ein ungewöhnliches literarisches Kriterium ist. Aber für Ringelnatz haben Kunst

und Literatur nur dann einen Wert, wenn sie tief empfunden sind und aus dem Leben geschöpft werden. Dem großen Gestus, der expressionistischen Emphase misstraut Ringelnatz, weil er in ihr einen Kunstextrakt vermutet, der eher aus dem poetischen Labor stammt als aus der Welterfahrung, die ja seine Schule war. Dem Pathos setzt er das verhaltene Sprechen entgegen, dem repräsentativen Großen zieht er die Bescheidenheit vor: »Unsereiner/ wird immer kleiner/ je tiefer er ins Leben geguckt hat.«

Heißt das in der Folge, dass wir das Werk des Joachim Ringelnatz nur dann verstehen, wenn wir sein Leben kennen? Nicht unbedingt, denn seine Gedichte spiegeln ja sehr häufig ein teilbares Weltbild. Sie handeln von der Einsamkeit, von der Liebe, vom Reisen und von den Mühen des menschlichen Miteinanders. Alles Erfahrungen, die jeder von uns täglich macht oder jedenfalls machen kann. Zugleich aber folgen Ringelnatz' Gedichte einem scheinbar abseitigen, verqueren, mitunter sogar amorphen Wertesystem, das es nur in der lebenserfahrenen Ringelnatz-Welt gibt. Nehmen wir als Beispiel eines seiner populärsten Gedichte, jenes, das seinen Band *Allerdings* eröffnet und mit diesen, heute zum Volksgut zählenden Zeilen beginnt: »Ich habe dich so lieb/ ich würde dir ohne Bedenken/ eine Kachel aus meinem Ofen schenken.«

Wer einem anderen Menschen seine Liebe gesteht und dieses Geständnis mit einem entsprechenden Geschenk krönen möchte, wählt etwas Lebendiges, eine Blume vielleicht oder, größer, aber durchaus passend: ein Kind. Ringelnatz schenkt eine Kachel aus seinem Ofen, also einen toten Gegenstand. Das klingt skurril-unbeholfen, niedlich und in hohem Maß verschoben. Aber wer eine Kachel aus der äußeren Verkleidung des Ofens löst, hat hinterher eine unvollständige Ofenverkleidung. Der Ofen ist dazu da, jemanden zu wärmen, einen Einsamen vielleicht, der aber künftig vielleicht gar nicht mehr so sehr auf die Wärme des Ofens angewiesen ist, weil er jemanden liebt. Die Kachel dient dem großen Ganzen, sie hat für Ringelnatz eine Seele, aber eine, die nicht sprechen kann. In der Wertewelt des Joachim Ringelnatz kön-

nen profane Gegenstände zur Herzensangelegenheit werden. Es ist eigentlich ganz einfach: Wer von Ringelnatz eine Kachel geschenkt bekommt, der bekommt sein Herz. Seine Leser und Verehrer haben das, möglicherweise unbewusst, verstanden. Auf seinem Grab im Berliner Waldfriedhof Heerstraße hat einer von ihnen eine Ofenkachel niedergelegt. Dabei ist Ringelnatz ein bisschen unglücklich über das Gedicht gewesen. Als er sich in einem Münchner Reisebüro nach einer Reise an den Nordpol erkundigt, platzt es aus der Reisebüro-Dame heraus: »Herr Ringelnatz, ich habe Ihre Gedichte so gerne; vor allem das eine, das so anfängt: Ich habe Dich so lieb, ich könnte dir ohne Bedenken eine Kachel aus meinem Ofen schenken.« Ringelnatz hat daraufhin sein trauriges Gesicht gemacht, das zum mimischen Repertoire seiner Kabarettabende gehörte: »Und gerade der Anfang ist nicht von mir. Den hat mir mal eine Freundin auf eine Postkarte geschrieben.«

Ja, Ringelnatz ist ein großer Schabernacktreiber, der alles in sein Gegenteil verkehrt und dieses Gegenteil auch noch infrage stellt. Er hat ein wunderbares, befreiendes und anarchistisches Spaßprogramm entworfen, dessen Botschaft lautet: Die Welt ist ein großer freundlicher Bazar, den selbst der reichste Mann nicht leerkaufen kann. Joachim Ringelnatz will den unbändigen Spaß, den radikalen Humor. Weil er ein ernster Schriftsteller ist. Für ihn gilt in gewissem Maß, was er selbst einmal in einem etwas geheimnisvollen Vierzeiler über Shakespeare schrieb: »Er sah wie Christus die Welt/ Die er erlebte als Knecht. Was er spielend uns vorgestellt/ Hat ewig recht.« Es ist wahr: Joachim Ringelnatz als trunken-genialen Kindskopf mit schwankendem Gang zu karikieren, würde bedeuten, ihn in seinem Ernst, seiner Traurigkeit und seiner poetischen Tiefe zu verkennen. Ihn aber umgekehrt als verkannten Tragöden zu porträtieren hieße, die Narrenkappe mit der King-Lear-Krone zu vertauschen, und das wäre ebenso falsch. Natürlich war Joachim Ringelnatz ein humoristischer Dichter. Er war auch ein sehr komischer und amüsanter Mensch, die vielen Anekdoten über ihn illustrieren dies, und es sind weiß Gott nicht alles Projektionen von ulkverliebten Spießbürgern. Ringel-

natz war kein Bürger, der sich abends ins Matrosengewand warf, um drei Stunden lang die komische Nummer zu geben. Sein ganzes Auftreten, seine Art, mit Menschen in Kontakt zu treten, Geschenke zu machen und Liebeserklärungen zu geben, waren aufwendig inszenierte und beinahe programmatische Komödien. Wenn er drei Stunden lang auf dem Münchner Hauptbahnhof auf seine Freundin Asta Nielsen wartet und sich dann die Jacke über den Kopf zieht, um als scheinbar kopflloser Zwerg einen Strauß Blumen zu überreichen, dann zeigt das seinen unbedingten Willen, die Welt in Spaß umzudeuten. Wenn er seine neue Wohnung am Berliner Sachsenplatz dergestalt einweiht, dass er ein Leberwurstbrot an die Decke wirft und verkündet, es für immer dort kleben zu lassen, dann ist das die extravagante Geste eines Menschen, der den Witz im Wortsinn hochleben lässt. Am Tag danach, so berichtet es Muschelkalk viele Jahre später in einem Rundfunkinterview, hat Ringelnatz, der ein sehr ordentlicher Mensch war, das Leberwurstbrot entfernt und um die Stelle ein Herz mit einer Widmung für Asta Nielsen gemalt.

Joachim Ringelnatz hat ein ungeheuer farbiges, vielstimmiges und in manchen Teilen unergründliches Werk hinterlassen. Als Lyriker hat er seiner Zeit und ihren Menschen täglich den Puls gemessen. Deshalb sind seine Gedichte in den Hausschatz der Deutschen eingegangen, genau wie die Verse von Wilhelm Busch, dessen Humor ebenfalls von jener Prise Bitterkeit durchzogen ist, die dem Komischen das Gewicht des Welternsten geben. Aber was ist überhaupt komisch und was ist ernst? Ringelnatz hat diese Frage nicht gestellt, so wie es überhaupt so gut wie keine poetologischen Äußerungen von ihm gibt. Seine Reflexionswelt ist die Dichtung – was in ihr nicht verhandelt wird, wird nirgendwo verhandelt. Auch in seinen zahlreichen Briefen hat Joachim Ringelnatz nur dann über sein Werk gesprochen wenn es um verlegerische oder editorische Fragen ging. Seine Briefe, und er schrieb sie täglich und in großer Zahl, waren Lebenszeichen, Flaschenpost und Wasserstandsmeldungen des reisenden Artisten. Sie kamen aus dem Leben und sie hatten das Leben zum Gegen-

stand – die Wäsche, die Taschentücher, die Geldüberweisungen und Hotelbeschreibungen, die Adressen neuer Bekanntschaften, die es zu archivieren galt, die in der Nacht bei einem selbstgebrühten Kaffee und einer Zigarette notierten Gedichte, die Muschelkalk abschreiben musste.

Auf ein »Wie haben Sie das gemacht, Herr Ringelnatz?« oder das beliebte »Warum schreiben Sie?« hätte er so wenig geantwortet wie auf die Frage, was ihn auf die Idee für sein Pseudonym gebracht hat: Es ist mir so eingefallen. Es mag sein, dass auch für ihn das Schreiben ein Geheimnis war. Er wollte diesem Geheimnis nicht auf die Spur kommen, es war das Wunder seines Lebens, das er nicht antasten wollte: »Und im dunkelsten Schatten lies das Buch ohne Wort«, hat er in einem Gedicht geschrieben: »Was wir haben, was wir hatten/ eines Tages ist alles fort.«

Es ist unfassbar, wie viel Leben in diesen 51 Jahren steckt, die zwischen der Geburt des Hans Bötticher und dem Tod des Joachim Ringelnatz liegen. Die Größe dieses Schriftstellers ist die Summe seiner Erfahrungen und seiner Neuanfänge, wenn man so will: seines glücklichen Scheiterns. Und wenn er eine Zeitlang Erfolg hat, misstraut er diesem Erfolg und tritt ihn im wahrsten Sinne in den Rinnstein. Was für ein großartiger Moment muss es für Ringelnatz gewesen sein, als er eines Abends aus dem Münchner Simpl tritt, jener Kneipe, die ihn groß gemacht hatte, seinen neuen Regenschirm aufspannt und wie ein Kind in diesen Regenschirm springt. Die Kunst, nach der er sich so lange gesehnt hat und die zu erster Reife zu führen er alles gegeben hat – sie ist ihm zur Routine geworden. Ringelnatz ist klug genug, der Routine zu misstrauen. Er springt in alles hinein. Er probiert die verschiedenen Künste aus, weil er spürt, dass jede ihm ein Spiegelbild seines Lebens sein könnte. In den Gedichten ist er der Seismograph des Alltags; in seinen Ölgemälden ist er der düstere Weltdeuter, der das Wagnis einging, rückhaltlos melancholisch zu sein, ohne den rettenden Filter der Ironie. Und als Kabarettist durfte er der raue Seemann sein, der scheinbar ein Verhältnis mit der Welt eingeht, der seinem Publikum zuprostet, um es damit zum Verbün-

deten einer trunkenen Lebensfeier zu machen. Aber in Wahrheit steht zwischen ihm und dem Publikum, also zwischen Ringelnatz und der Welt, eine No-go-Area. Die Welt darf den kleinen schmalen Mann mit der langen Nase und den großen Gesten bewundern und lieben. Aber sie darf ihn nicht berühren. Große Kunst darf man nicht anfassen. Das wissen die Museumswächter, und die großen Künstler wissen das auch.

Man darf nicht vergessen, dass der große Illusionist Joachim Ringelnatz eine große Verpflichtung mit sich selbst eingegangen ist: Er will wahrhaftig sein. Er verabscheut die Lüge und weist seine Frau, seine Freunde immer wieder an, die Wahrheit zu sagen und zu schreiben. Deshalb lesen wir seine autobiographischen Texte ohne ernsthafte Zweifel an ihrer Stimmigkeit. Ringelnatz redet nichts schön; er hatte zähe Kämpfe mit seinem Verleger Ernst Rowohlt ausgefochten, der *Mein Leben bis zum Kriege* von seiner Detailfreudigkeit erlösen und den Text kürzen wollte. Ringelnatz bestand auf der Ausführlichkeit – denn wenn ein Ringelnatz Rechenschaft über sein Leben abgibt, dann darf keine Einzelheit unterschlagen werden. Nichts in dieser Autobiographie ist geschönt, nichts wird unternommen, den Seemann Hans Böttcher, der im Buch – unablässig wird das Spiel mit den Namen weitergetrieben – Gustav Hester heißt, in ein mildes Licht zu stellen, wo ein ungünstiges wahrhaftig ist. Wo hat ein Zeitgenosse derart unverstellt und rücksichtslos über seine Zeit im Krieg erzählt? Wo hat ein Schriftsteller dieser Epoche so modern und ich-bewusst dargelegt, dass ein Mensch in einer Zeit des Tötens und Getötetwerdens nur bedingt anständig bleiben kann? »Wir waren insgesamt keine sehr geistige Gesellschaft«, schreibt er, »die anwachsenden Kreideaufschriften auf den Zugwänden zeugten davon.«

Dieses Leben – einundfünfzig Jahre soll es dauern. Ein kurzes Leben. Wenn man nur die Spanne Zeit nimmt und nicht wahrnehmen möchte, dass es viele Leben waren, die Joachim Ringelnatz gelebt hat. Und wer weiß, was er noch in sich entdeckt hätte, wäre er nicht ein Jahr, nachdem die Nationalsozialisten ihm die Lebensgrundlage nahmen, gestorben. Wäre Joachim Ringelnatz,

ähnlich wie Erich Kästner, im Land geblieben und hätte sich taktisch klug in vorgebliche Opposition zum Regime positioniert? Unwahrscheinlich. Ringelnatz ist kein Taktiker. Er macht keine Kompromisse mit dem neuen Staat, der in diesen wundervollen Sommer 1933 einbricht als unabwendbare Katastrophe. Ringelnatz, der sich nie als politischen Schriftsteller gesehen hat, ist in diesem Moment des Unheils politisch radikal wie wenige Autoren in dieser Zeit. Sein Freund Hans Siemsen, als Kommunist und Homosexueller selbst vor den Nazis auf der Flucht, berichtet von einem Abend im März 1933, den Asta Nielsen auf einem Empfang mit Goebbels und Hitler verbracht hatte. Die dänische Schauspielerin ließ sich von den NS-Größen einlullen, zumindest geriet sie in Zweifel, ob man ihnen nicht doch ein bisschen Zeit geben solle für ihre Politik. Hinterher treffen sich alle in der Wohnung des Schriftstellers Hans Siemsen, der sich Jahre später an diesen Abend erinnert. Die Euphorie der Nielsen stößt auf betretenes Schweigen, welches Ringelnatz mit der Frage beendet, ob er ein Gedicht aufsagen dürfe, das er vor Kurzem geschrieben habe. Beifall und Drängen natürlich und Ringelnatz spricht:

So ist es uns ergangen.
Vergiss es nicht in besser Zeit!
Aber Vöglein singen und sangen,
Und dein Herz sei endlos weit.

Vergiss es nicht! Nur damit du lernst
Zu dem seltsamen Rätsel »Geschick«. –
Warum wird, je weiter du dich entfernst,
Desto größer der Blick?

Der Tod geht stolz spazieren.
Doch Sterben ist nur Zeitverlust. –
Dir hängt ein Herz in deiner Brust,
Das darfst du nie verlieren.

Das Großartige an diesem Text ist, dass er die Gegenwart von der Zukunft aus betrachtet. Größe wird nur erkennbar, wenn man sich von ihr entfernt – eine poetische Erkenntnis, die sich bei Ringelnatz oft findet: Die Erde hat ein freundliches Gesicht,/ So groß, dass man's von weitem nur erfasst«, heißt es in einem seiner berühmtesten Gedichte. Spätere Generationen werden wissen wollen, was damals vor sich ging. Nur im Abstand zum Zeitgeschehen wird der Blick klar und das seltsame Rätsel Geschick löst sich als das auf, was es ist: eine Angelegenheit, der man sich stellen muss und zu der man sich stellen muss – ohne Kompromisse.

Nachdem Ringelnatz das Gedicht vorgetragen hatte, soll die Nielsen gesagt haben: »Du hast wie immer recht, Ringel.« Und sie hat in keinem der von Goebbels und seiner Propagandamaschine angeleiteten Filme mitgespielt, sondern ging zurück nach Dänemark. Für sie beginnt eine große Karriere im Ausland. Für Joachim Ringelnatz dagegen fängt das letzte Jahr seines Lebens an. Die neue Zeit will das Klare, Kalte und Berechenbare in der Kunst. Sie will den Tod der Kunst. Sie hat keinen Platz mehr für den Mann, dem alles rätselhaft ist und fremd. Der das Fremde sucht und am Ende von beinahe allen und allem entfremdet ist.

Das Fremde kommt zu ihm

Es ist auch wieder ein Sommer, als das Fremde zum ersten Mal und dann auch gleich so folgenreich in das Leben Hans Böttichers tritt. Er ist dreizehn Jahre alt in jenem August 1896, und er steht am Ende seines zweiten Quintajahrs. Die Schule, das Königliche Staatsgymnasium in Leipzig? Eine Katastrophe. Die Quinta hatte er wiederholen müssen, weil er nicht lernen wollte, und er mochte auch nichts erklärt bekommen von diesen Lehrern, die er als »respektfordernde Dunkelmenschen« erlebt. Wie alle Menschen, denen die Schule eher als freudlose Veranstaltung in Erinnerung bleibt, pflegte Ringelnatz seinen Hass auf die Lehrer noch als erwachsener Mann, sehr eindrucksvoll in dem Gedicht *Meine Lehrer*, das er in keins seiner Bücher aufgenommen hat.

Die, die ich meine, meine
Die waren (bis auf einen Fall)
Noch dümmmer als ein Gummiball,
Zum Teil sogar dumme Schweine.
Ich hätt' es ihnen mitgeteilt,
Doch hab ich das vergessen.
Vielleicht hat sie indessen
Der Tod ereilt.

Der eine, im Gedicht in Klammern gesetzte, Fall eines nicht widerwärtigen Pädagogen dürfte der Mathematik- und Zeichenlehrer Dr. Dörry gewesen sein, der auf eine unfassbare Frechheit des seine Grenzen austestenden Hans Bötticher ungewöhnlich souverän reagiert. Hans hebt den Arm, Dörry fragt den miserablen Schüler, was er wolle, und Hans stellt die eigentlich tödliche Frage: »Darf ich fünf Minuten lang in den Puff gehen?« Ein Leh-

rer dieser Zeit, der auf ein solches Ansinnen die Antwort gibt »In fünf Minuten bist du zurück«, muss einem Schulversager bis zum Lebensende in leuchtender Erinnerung bleiben. Später, in München, wird sich Hans Bötticher für seine ersten Veröffentlichungen in dem Humorblättchen *Grobian* das Pseudonym Fritz Dörny zulegen.

Die Trostlosigkeit der Schule, der körperverletzende Drill der kaiserzeitlichen Pädagogik machen aus dem zarten Jungen einen Komplettversager. Er bekommt nichts zustande, selbst im Aufsatz gelingt ihm kein Triumph, dabei hat er doch daheim mitbekommen, wie unkonventionell, komisch und elegant einer mit Sprache umgehen kann. Hans' Vater war der im damaligen Leipzig vielgelesene und beliebte Humorist Georg Bötticher, ein sanfter, liberal denkender Mann, der einen großen Gelehrtenkreis um sich scharte – Georg Bötticher war einer der großen heiteren Bildungsbürger des neunzehnten Jahrhunderts, die auf der Tradition der deutschen Klassik ein verschmitztes Halbkünstlertum gründeten. Er kannte Emanuel Geibel, stand mit Fontane und dem damals weltberühmten Paul von Heyse in Briefkontakt. Im Hauptberuf ist Georg Bötticher Musterzeichner, ein Avantgardist ist er, ein Kämpfer gegen den schlechten Geschmack der bürgerlichen Interieurs. Er fertigt Vorlagen für Tapeten an, ein Beruf, den es bis dahin in Deutschland gar nicht gab. Seine Kenntnisse erwirbt er sich in Dresden und in Paris, wohin er im April 1876 den Sozialrevolutionär Carl Schulz begleitet. In Wurzen bekleidet er die Stelle als erster Tapetenzeichner. In seinen *Erinnerungen eines Musterzeichners* schreibt Georg Bötticher über die verbesserungswürdige Ästhetik seiner Zeit:

In jenen Jahren – 1868 auf 69 – vollzog sich in Deutschland ein Geschmacksumschwung im Kunstgewerbe: die bisher herrschend naturalistische Verzierungsweise wich einer stilistischen. Man fühlte mit einmal, welche Geschmacklosigkeit darin lag, sich auf ein Sofa niederzulassen, dessen Sitz einen Waldbrand oder eine

Tigerjagd vorstellte, oder sein Zimmer mit Tapete zu bekleben, die ein und dasselbe bewegte Blumenbukett in hundertfacher Wiederholung zeigte.

Sofa, Tapete, Waldbrand – vielleicht ist es kein Zufall, dass es bei der Weihnachtsfeier des Kuttel Daddeldu heißt: »Plötzlich brannte das Sofa und die Tapete«. Georg Bötticher liebt die Schönheit. Und er liebt seine Kinder Ottilie, Wolfgang und den ältesten, Hans Gustav, dessen Verträumtheit ihn rührt, dessen Lernqual ihm nahegeht, ihn sicher auch nicht glücklich macht. Es ist ein offenes Haus, das Georg und Rosa Marie Bötticher mit ihren Kindern in der Leipziger Poniatowskistraße führen. Es gibt Kindermädchen, viel Spielzeug, familiäre Theateraufführungen und eine Verwandtschaft, wie sie vermutlich wenige Kinder damals und heute haben. Eines der Dienstmädchen, Ringelnatz nennt sie in seinen Erinnerungen Berta, muss offenbar das Interesse von Georg Bötticher in einer Weise geweckt haben, die zu einem mittelschweren Drama in der Ehe von Rosa und Georg geführt hat. Das ging sogar so weit, dass sich Rosa aus dem Fenster stürzen wollte, »und dass ich«, schreibt Ringelnatz, »aufschluchzend ihre Füße umklammerte«. Natürlich wird Berta entlassen, aber Ringelnatz erfindet für sie noch ein Nachleben mitsamt spektakulärem Ende, das allerdings so nicht stattfand. Wahr ist, dass die Haushaltshilfe, die in Wahrheit Clara Hanmann hieß, später unter dem Namen Kläre Heliot großen Erfolg als Löwenbändigerin hatte. Es ist auch wahr, dass sie einmal mit dem Kopf in einen Löwenhals geriet und dabei sehr schwer verletzt wurde. Aber sie starb hochbetagt, allerdings vergessen und verarmt in Stuttgart. Es gibt erstaunliche Parallelen zwischen der abenteuerlustigen Hallenserin Claire Heliot und dem abenteuersehnsüchtigen Hans Bötticher. Auch Kläre hat einen Großteil ihrer Kindheit auf Jahrmärkten und in Zoologischen Gärten verbracht, auch sie suchte das Gefährliche, das Abenteuer, von denen eines sicher das Kunststück war, den Kopf in einen Löwenrachen zu tauchen, ein anderes der Reiz, den bürgerlichen Familienmann Georg Bötticher zu verführen. Auch

Hans unternimmt den Versuch, sich dem Dienstmädchen zu nähern, indem er Claire »plötzlich an die Beine« greift. Aber Claire knallt ihm eine. »Süß ist die Lady, und der Leu ist wild«, steht in einem Gedicht aus dem Nachlass.

Hans' Onkel ist der Religionswissenschaftler und Historiker Adolf Hilgenfeld, ein Vertreter der damals als innovativ geltenden Tübinger Theologen-Schule, die Bibelkunde und Geschichtswissenschaft zusammenführt. »Onkel« nennt Hans auch den Dialektdichter Edwin Bormann, der mit seinem Vater befreundet war und mit diesem die Gelehrtenrunde »Leoniden« gründete – an diese beiden dem höheren Witz verpflichteten Männer erinnert heute noch eine Tafel am Alten Rathaus in Leipzig. Hans Bötticher erkennt früh, dass es zwei, wenn nicht mehrere Welten gibt, und dass er augenblicklich ziemlich sicher in der falschen unterwegs ist. »Es war ein geheimnisvoll lockender Trieb in mir, etwas zu entdecken, etwas zu erfinden, etwas zu finden«, schreibt Ringelnatz später in seinen Erinnerungen *Mein Leben bis zum Kriege*. Er schwänzt die Schulstunden, treibt sich auf Jahrmärkten herum und ist glücklich, wenn er mit Eltern und Geschwistern in Thüringen wandern geht, dem »engeren Heimatland« von Georg Bötticher.

Aber dann kommt dieser Sommer 1896, der so viel entscheiden wird im Leben des kleinen blondlockigen Hans Bötticher, der immer mit Samtanzügen und Spitzenkragen in die Klasse kommt und dafür dem Spott der Mitschüler ausgesetzt ist. Im Zoologischen Garten von Leipzig ist vom 5. August an eine der in jenen Jahren so populären Völkerschauen zu sehen, »und zwar drei Samoaner mit dreiundzwanzig Samoanerinnen. Herrliche, stattliche Gestalten. Die Frauen trugen nur ein hemdartiges Gewand und steckten sich Blumen ins Haar.« Hans Bötticher steckt in der Pubertät, mit allem, was diese Phase an sexueller Neugier und Reizbarkeit mitbringt. Und er langweilt sich in der engen Welt des bürgerlichen Lebens, wo er nichts weiter ist als ein kleiner Junge, der unter dem